

manchmaloft

Der Roman von Agapi

Freifrau Agapi

Begonnen hat alles mit diesem irrwitzigen Traum, der mich nicht mehr loslassen wollte und alles veränderte. Grundlegend. Nichts blieb wie es war. Meine mühsam erschaffene Realität zerschmetterte. Alles, worauf ich mein Leben aufgebaut hatte, wurde – ausgerechnet von mir – plötzlich infrage gestellt und brach wie bei einem gewaltigen Erdbeben zusammen. Es passierte einfach. Ich konnte nichts dagegen machen.

Früher konnte ich mich wehren. Wenn sich nur eine klitzekleine Frage an mir rieb, kriegte sie wumms eins auf den Kopf und hatte lange nichts mehr zu melden. Aber jetzt war es mir unmöglich.

Eines Morgens im Juli 2010.

Klitschnass wache ich auf. Total verwirrt und beeindruckt zugleich – ich war ihr so wichtig gewesen. Ich meine, es drehte sich alles um mich, obwohl ich mit der Queen im wirklichen Leben überhaupt nichts anfangen kann. Aber im Traum hatte sie etwas überaus Beeindruckendes.

Sie hat mich aufgesucht. Ganz offiziell stand sie vor mir, die Queen, in einem dieser Damen-Kostüme. Es war in jenem Rosa gehalten, das versucht, fröhlich das Alter und die damit einhergehende Langsamkeit zu kaschieren, es aber selbst nicht so richtig glaubt und dadurch leicht gräulich wirkt. Die Queen kannte meinen Namen und ihr Gefolge umzingelte mich wertschätzend. Ich musste mich erst einmal sammeln und klarkriegen, dass sie mir wohlgesonnen waren. Erst dachte ich, dass ich abgeführt werden würde, weil ich etwas verbochen hatte. Aber sie waren alle friedlich unterwegs. Natürlich lächelte mich keiner ihrer edlen Ritter an, aber sie taten mir auch nichts. Sie umringten mich nur und alle schienen Bescheid zu wissen, was gleich passieren würde. Nur ich nicht. Doch es gab einen Plan, das verstand ich langsam.

Die Queen war gekommen, um mich zur Ritterin zu schlagen.

Aber wieso um Himmels willen gerade mich? Womit hatte ich so gegläntzt, dass es der hochherrschaftlichen Dame in England zu Ohren gekommen war?

Und Sie hatte mir auch etwas mitgebracht. Ein großes weißes Pferd mit schwarzen Punkten drauf – so eines, wie es Pippi Langstrumpf zum Freund hat. Es sollte ein Zeichen der Ehre sein, wie ich später erfuhr.

Aus Pferden mach ich mir eigentlich nichts – sie flößen mir eher Respekt ein, der mich achtsam nickend den gebührenden Abstand halten lässt. Ich mag es, die grazilen Geschöpfe von weitem zu betrachten, wie sie eine ganze Weide in ihr Herrschaftsland verwandeln können – näher kommen muss ich ihnen aber nicht.

Die Queen also, die alte englische feine Dame, stand nun – einfach so – vor mir. Inmitten dieses festlichen Ambientes in ihrem Palast. Sie sprach, mir mit einem fetten Schwert würdevoll auf die Schulter schlagend, etwas Ritualiges. Natürlich verletzte sie mich nicht, sie hatte schon

duzende zu Rittern gekürt.

Voller Würde sprach sie mit tiefer, beruhigender Stimme wie der Pate, der seine Katze krault: »Hiermit schlage ich Dich, Agapi ...«, lange Pause, »... zur Ritterin.« Wow! Alles schaute so zeremoniell drein, niemand prustete los, um dem Ganzen das erlösende Ende zu setzen. Stattdessen fuhr sie fort und erschreckte mich dadurch erneut. »Du hast es geschafft. Du hast Dein Ziel erreicht – Du bist groß und stark geworden. Allen Widersachern zum Trotz. Dich kann so leicht nichts mehr aus der Bahn werfen. Ich bin stolz auf Dich. England ist stolz auf Dich, die ganze Welt ist stolz auf Dich.« Wow, kann mich mal jemand kneifen?!

»Jetzt bist Du frei. Jetzt kannst Du machen, was Du willst. Nimm hin dieses Pferd als Zeichen meiner Anerkennung.« Ihre Stimme war voller Seriosität, kraftvolle Orgelklänge setzten ein und untermalten die schräge Stimmung. Schön disharmonisch, wie ich es mag. In meinem Herzen schlug es ein mit Krawumm. Es begann, mir zu gefallen.

Sie hatte ja auch recht. Jahrelang hatte ich ums Überleben gekämpft. Ich wollte partout mein Ziel, das ich mir selbst gesetzt hatte, aus irgendeinem Grund erreichen. Höhen und Tiefen hatte ich im Schnelldurchlauf durchlebt. Gefühlt waren es viel mehr Tiefen als Höhen. Manchmaloft war mir auch danach, aufzugeben. Auf meinem Nachhauseweg gab es eine gute Stelle, um sich das Leben zu nehmen, ohne andere dadurch groß zu stören. Das prachtvolle Rathaus stand so schön massiv am Ende der Max-Brauer-Alle. Einfach draufhalten und weg wäre ich gewesen. Ich fuhr jede Nacht mit 1000 Sachen nach Hause, auf das weiße Haus zu. Komplett ausgelaugt vom Arbeiten dachte ich: »Wieso soll ich jetzt abbremsen? Ist doch eh alles ausweglos und super unrealistisch für mich, dieses große Ziel zu erreichen. Vergiss es, Agapi!« Aber irgendetwas in mir wollte nicht aufgeben. Es trat volle Lotte auf die Bremse und machte mich wieder ganz besonnen. Da war etwas, das wollte, was ich noch gar nicht kannte – leben!

Zehn Jahre als Unternehmerin habe ich auf der Uhr und meine Agentur schnurrt endlich wie der Motor eines Mustangs. Klar bin ich stolz. Voller Wachheit und innerer Akzeptanz nahm ich also das Pferd mit den schwarzen Punkten entgegen. Es war, als flöbe das Tier mir zauberhafte Gelassenheit ein. Ich zitterte nicht, sondern nahm meinen neuen Freund wie selbstverständlich an meine Seite, als wäre ich schon seit frühester Kindheit mit diesem Pferd unterwegs.

Irre, denke ich, als ich die vom Schweiß durchnässte Bettwäsche zum Trocknen über das Sofa werfe, aber was meinte die Queen mit: »Jetzt bist du frei. Jetzt kannst du machen was du willst.« Schnell verliere ich mich lieber wieder in dem Genuss, dass sie mich zur Ritterin geschlagen hat und vergesse die unbeantworteten Fragen. Ich dusche, ziehe mich an, schminke mich und eile, wie immer, ohne etwas zu essen, in die Agentur. Ich vergrabe mich in meinen Job, denke jedoch fortwährend an dieses nächtliche Ereignis, das mir vorkommt, als hätte ich es wirklich erlebt.

Ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen, doch immer wieder keimen diese offenen Fragen in mir auf. Sie machen mich nervös. Sie fangen an, mich zu nerven. Hatte ich mich nicht in all den Jahren entwickelt und war ich nicht wirklich frei von allem und jedem? Ich bin frei von Vater, Mutter und Bruder. Okay, ich hab noch ein paar Schleifen drehen müssen, um zu begreifen, dass nicht ich meine Zusatz-Schwester adoptiert habe und ich auch nicht für sie atmen kann. Mittlerweile weiß ich auch, dass ich nicht für alles Fürchterliche auf dieser Welt verantwortlich bin. Also, königliche Hoheit, ich bin eine fest im Sattel sitzende Frau und so was von frei! Freifrau Agapi sozusagen!

Dieser Traum hat es in sich. Wieder und wieder werde ich von Gedanken gepeinigt, die energisch an meine stabile Gehirn-Tür hämmern und partout rein wollen. Sie setzen sich auf meinen Schoß, wie es Katzen tun, obwohl ich ihnen die kalte Schulter zeige. Wieso störe ich mich so an dem Satz mit der Freiheit? Warum kann ich dieses nächtliche Ereignis nicht einfach so stehen lassen; so wie ich es mit all den Männern getan habe, die ich im Leben erst inhaliert und anschließend mit meiner hervorragenden Coolness abgestreift habe?

Tue ich nicht nach langen Windungen endlich das, was ICH will? Ich hatte doch mit neunzehn allen Mut zusammengenommen und mich von allem befreit – ich hatte es wie die Goodbye-Germany-Auswanderer gemacht – ich bin so weit, wie es mir denkbar war, weggelaufen. Ohne Plan und ohne doppelten Boden. Alles habe ich gegeben, wirklich alles, um etwas aus MEINEM Leben zu machen.

Aber, ich bin weglaufen.

Okay!

Wenn ich in Gedanken in meine Kindheit zurückkehre, überkommt mich sofort diese beklemmende Schwere. Deshalb vermeide ich es auch, zurückzugehen. Ich bleib lieber schön im Hier, da ist es mittlerweile recht häufig mollig warm.

Mein Telefon klingelt und klingelt. Und klingelt noch mal – Monika schaut mich verwundert an. Sie ist meine Assistentin und sitzt Luftlinie drei Meter von mir entfernt und kann immer gut sehen, was ich gerade mache. Abgesprochen ist, dass, wenn ich mal nicht ans Telefon gehen möchte oder kann, ich ihr nur kurz zunicken muss und dann nimmt sie das Telefonat für mich entgegen. Dann kann ich, wenn ich gerade in eine Sache vertieft bin, dabei bleiben und werde nicht immer herausgezupft. Es fällt mir nämlich schwer, mich zu konzentrieren. Ich schaute mir schon als Kind gerne von meinem Schreibtisch aus den Tanz der Wäsche draußen auf der Leine an und verschwand mit meinen Gedanken in meiner eigenen Welt.

Völlig fern von dieser Welt, höre ich weder das Klingeln noch Monikas Rufe. Ich sitze ganz versunken an meinem Platz mit dem Latte macchiato in der Hand und schaue den Schaum an, den Monika so liebevoll mit Kakaopulver bestreut hat, als würden wir ein Café betreiben.

»Agapi, alles gut bei dir?«, fragt Monika mich, während sie den Anruf entgegennimmt.

»Agapi?!«

»Ja?! ... was? ... danke ... ich bin nur ... mir ist ... ich hab letzte Nacht schlecht geschlafen, sorry!«

Am liebsten würde ich sofort die Mädels zusammentrommeln und ihnen von meinem Traum erzählen. Es brennt mir richtig auf der Seele. Aber das habe ich mittlerweile gelernt: *Schön bei Dir bleiben, Deine Mitarbeiterinnen müssen nicht auch noch von Deinen intimsten Träumen erfahren. Du bist die Chefin, akzeptiere das endlich!*

Monika kichert nachdem sie aufgelegt hatte. »Bist Du in Gedanken noch bei Odar?«

Ich reagiere unbewusst bejahend und realisiere erst dann, was sie gesagt hat.

»Wie süß!«

Ja, ich bin mal wieder frisch verliebt. Diesmal heißt er Odar. Er, in Kombination mit mir, wirkt sehr vielversprechend. Es ist, als würde ich das erste Mal in meinem Leben etwas in Sachen Männer richtig machen. Ich scheine gerade einen ganz entschiedenen Fehler auszulassen, der sonst jede meiner Beziehung nach maximal eineinhalb Jahren sprengt. Zum ersten Mal versuche ich es mit dem Gegenteil meines Beuteschemas.

Mir kommt eine Idee. Ich nehme meine Verliebtheit, um mich zu tarnen. Odar konnte ich nicht für mich behalten. Ich strahle seither wie ein Honigkuchenpferd. Ein paar liebevoll-neugierige Fragen von Monika, und ich plaudere wie ein Wasserfall. Nun wissen es alle und alle freuen sich für mich.

»Gönn Dir doch einen freien Tag und geh wieder nach Hause oder mach was Nettes mit Odar.«

Schon bei den Worten ‚freier Tag‘ spüre ich eine Schlinge um meinen Hals. Ich weiß, dass Monika es lieb meint, aber in mir heulen sofort Sirenen auf, die mir deutlich sagen, dass ich mich vor dem auf-mich-zukommenden ‚freien Tag‘ schnellstmöglich schützen muss. Sie warnen mich vor diesem miesen Gefühl, das ausbricht, sobald eine bedrohliche Stille entsteht. Denn ohne äußere Einflüsse käme ich zur Ruhe. Das ist echt fies, denn dann fühle ich so unsagbar viel Schwere in mir und befinde mich in einer Stock-Dunkelheit. Das Allerschlimmste ist jedoch, dass ich das, was ich fühle, noch nicht mal einem einschneidenden Erlebnis zuordnen kann. Da kommt so eine unendliche Traurigkeit hoch, von der ich gar nicht weiß, woher sie rührt. Dann fühle ich mich klein, wertlos und fehl am Platz. Ich habe in solchen Momenten zu gar nichts Lust, bin wie gelähmt und kann mich nur noch vor die Glotze setzen. Egal, was ich mir für einen Schrott anschau, durch das bewegte Bild werde ich wieder ruhiger. Da brauche ich nichts zu tun, werde bespaßt und fremd-bedrückt.

Wenn ich jetzt nach Hause ginge und mir den ‚Freien-Tag‘-Modus gäbe, dann würde der Traum mich mit seinen offenen Fragen nur quälen, weil er die Zeit dafür bekäme. Ich würde keinen ‚freien Tag‘ haben, sondern über die Bedeutung des Traumes nachdenken. Und am Ende frustriert, immer noch im Dunklen tapsend, im Bett liegen und mir einen Film nach dem

anderen ansehen, um mich zu betäuben. Diese ‚freien Tage‘ kenne ich.

Es folgten mehrere Tage, an denen mir Monika auf unterschiedliche Art und Weise den ‚freien Tag‘ schmackhaft machen wollte. Nach zwei Wochen gebe ich schließlich nach.

OKAY, OKAY, ich stelle mich den Fragen der Queen! SCHON GUT! Es macht ja eh keinen Sinn. SIE NERVT! Der Traum will mir irgendwas sagen. ICH HABS KAPIERT! Er macht mich wahnsinnig und meine Fähigkeit als Workaholic, meine Gefühle abzutöten, versagt langsam. JAAAAA, ich merke es, wie ich desolat am Arbeitsplatz sitze und seit der Nacht mit der Queen nicht mehr in die Gänge komme!

Anton

Meine Eltern sind klassische Hippies gewesen. Jedenfalls sehen sie auf Fotos aus den Sechzigern so aus. Mein Vater mit schmucken Koteletten, längeren Haaren und Hornbrille. Meine Mutter mit übergroßer Sonnenbrille, kurzen Haaren und grellen Frottee-Kleidern. Ich glaube, sie haben sich damals echt geliebt und bestimmt wollten sie auch die Welt retten.

Meine Mutter kommt aus Hamburg, sie ist eindeutig ein Stadtkind. 1942 im Krieg geboren und in den Trümmern mit zwei älteren Brüdern aufgewachsen, wird sie von meiner Omi und dem ältesten Bruder als Vaterersatz großgezogen. Mein Opa soll in Italien im Po ertrunken sein. Als Kind habe ich das Teekesselchen, Po-Po-Po und den Fluss namens Po bewundert und konnte nicht so recht was damit anfangen, dass einer aus meiner Familie im Krieg im Fluss namens Po gefallen sein soll. Ich kannte damals weder Krieg, noch Opa. Was ich aber fühlte, war die erdrückende Grauschleier-Masse, die auf unserer Vergangenheit lag und die etwas mit dem Krieg zu tun haben musste. Außerdem musste etwas passiert sein, das den älteren Bruder meiner Mutter negativ mit ihr verband. Das konnte ich fühlen.

Mein Vater, 1944 geboren und ohne Trümmer aufgewachsen, kommt aus dem tiefsten Schwarzwald. Vom Dorf. Er konnte seine Füße in frischen Kuhfladen wärmen, wenn ihm kalt war. Er hatte Vater und Mutter, zwei viel jüngere Schwestern und vier viel jüngere Brüder. Fotos aus seiner Jugend sehen aus wie aus der Sissi-Zeit. Über seine Familie wird in meiner Kindheit lange nicht gesprochen und später dann nicht sonderlich gut. Bei meinem ersten Besuch bei seinen Eltern bin ich schon zehn und meine Unsicherheit ist groß. Ich kann sie nicht verstehen, obwohl mir meine Mutter versichert, dass der Schwarzwald zu Deutschland gehört.

Auch bei ihnen fühle ich einen grauen Schatten über dem Haus, obwohl der Mann namens Opa nicht im Krieg verloren gegangen ist.

Kennengelernt haben sich meine Mutter und mein Vater im Schwarzwald. Omi, meine Mutters Mutter, hatte ein einziges Mal mit ihren drei Kindern Urlaub gemacht und prompt trafen sich zwei Schicksale und nahmen eine Haarnadelkurve. Meine Mutter entführte meinen Vater in

den Norden und zog dadurch den ganzen Gehässigkeits-Groll ihrer Schwiegermutter auf sich. Flüche und Drohungen wurden ihr fortan per Post nach Hamburg geschickt, aber das junge Glück baute sich trotzdem sein spartanisches Nest. Kartons waren Regale und große Luftsprünge wurden nur geträumt. Sie setzten sich Ziele und die wollten sie gemeinsam erreichen. Meine Mutter hatte bereits einen Job in der Hansestadt, sie konnte für meinen Vater mitsorgen und finanzierte die Revolution.

Mein Vater fand auch irgendwann Arbeit, doch musste er erst hochdeutsch sprechen und schreiben lernen und auch rechnen. Als ältestes von sieben Kindern hatte er schon früh seinen Vater beim Ernähren der Familie unterstützen müssen. Da war keine Zeit zum In-die-Schulegehen. Angeblich machte sich mein Vater ganz gut in der Großstadt, er war wissenshungrig und besaß recht viel Charme. Meine Eltern heirateten und bekamen Kinder.

Mein Bruder wollte zuerst Kind von ihnen sein. Er hat mir bestimmt schon im Himmel ein Bein gestellt, um als erster den Zug zur Erde zu erwischen. Aber er sollte nicht lange allein bleiben – ich nahm den nächsten Zug und erreichte die Familie drei Jahre später.

Ich muss wohl super gerne auf die Welt gekommen sein, denn das Fruchtwasser, in dem ich schwamm, war klar. Mein Leib flutschte nur so heraus, wie ein Fisch, und ich bereitete meiner Mutter keine Schmerzen.

Doch mein Vater, der mich gleich nach der Geburt im Auftrag meiner Mutter im Amt für neue Erdenbürger registrieren lassen sollte, veränderte in nur wenigen Minuten, ohne es zu merken meinen geschmeidigen Einstieg ins Leben. Er sollte mich, das zweite Kind, auf den Namen Agapi in das Geburtsregister eintragen lassen. Meine Mutter war mit neunzehn für ein Jahr Au-pair-Mädchen in einer wohlhabenden griechischen Familie in Athen gewesen und dort hütete sie damals drei Kinder: Janis, Jonas und Agapi. Es muss für meine Mutter wohl eine berührende Zeit gewesen sein, denn sie hegte und pflegte diese Namen wie drei Lebensdiamanten. Es schien, als hätte sie große Sorge, dass die Verbindung zum Erlebten abreißen könnte, wenn jene Namen nicht an ihren Kindern Verwendung fänden. So bekam mein Überholbruder die ersten beiden Namen. Beide Erzeuger hatten bereits bei ihm um die Namensgebung wetten müssen, weil sie sich nicht einig wurden. Für meinen Vater muss es schwer gewesen sein – er war ja auch nicht Teil dieses Erlebnis-Kapitels. Er konnte es bestimmt, beim besten Willen, nicht nachempfinden.

Meine Mutter hatte schon beim ersten Kind gewonnen. Vor meiner Ankunft wurde wieder gewettet und wieder gewann sie. Doch beim Kinder-Anmelde-Amt gab es für meinen Vater mit einem Mal eine ihm in die Hände spielende Gelegenheit. Er musste, nein er durfte plötzlich das Ruder übernehmen und steuerte seelenruhig in eine völlig andere Richtung.

»Was ist DAS denn?« Der Beamte schaute den frischen Vater an wie ein Auto.

»Ein griechischer Vorname«, antwortete er lakonisch und versuchte gar nicht erst, für das DAS in die Bresche zu springen.

»Für Männlein oder Weiblein?«, der Beamte konnte ja nicht ahnen, dass Eltern ihre Kinder zwanzig Jahre später sogar Pumuckl nennen würden.

»Es ist ein Mädchenname«, antwortete mein Vater und spürte, dass sich eine Chance auftat.

»Das geht nicht, es braucht einen richtigen Namen, der erkennen lässt, was dahintersteckt!« Er fackelte nicht lange und ergriff die Chance. »Gut, dann nennen wir sie Sandra. Ich meine, Sandra Agapi.«

Seit ich bewusst auf Erden weile, fühle ich die nie verziehene ‚Schwäche‘, die meine Mutter meinem Vater für diese Eigenmächtigkeit anheftete. Es war, als hätte er in ihren Augen gegenüber der Amtsgewalt versagt und gegen sie eine Revolte begonnen. Mein schräger Doppelname war wie der rostige Nagel im Beziehungs-Baum.

Freunde und Bekannte meiner Eltern konnten mit dem komischen Namen ohnehin nichts anfangen und schlugen sich unbewusst auf die Seite meines Vaters. Das machte die ungehörte Wett-Königin kämpferisch. Seit meiner frühen Existenz fühle ich mich in zwei Lager gespalten. Sandra und Agapi. Ich war das Land, in dem der Krieg ausgetragen wurde.

Es klingelt an meiner Haustür.

»Ich bin's, Odar!«, höre ich durch die Sprechanlage. Puh, welch schöne Unterbrechung.

Ich drücke den Summer und höre seine ruhigen Schritte in den vierten Stock kommen. Das Geräusch allein und das Wissen darum, dass er kommt und dass er gleich bei mir ist, beruhigen mich.

Dann steht er da, atmet tief durch und ich kann sehen, wie er sich die Zeit nimmt, im vierten Stock anzukommen. Er nimmt sich immer die Zeit, die ich mir nie nehme.

»Darf ich reinkommen?«

»Klar!«, höre ich mich selbstbewusst sagen und weiche unsicher zurück.

Ich bin verzweifelt. Wie gehe ich mit einer solch schönen neuen Situation um?

»Darf ich Dich in den Arm nehmen?«

»Hm!«, mehr bekomme ich in meinem zerknirschten Zustand nicht raus. Ich bin schlichtweg überfordert. Noch nie habe ich jemanden in mein Leben gelassen, wenn es mir so gefühlig, so mulmig-schlecht ging. Dann habe ich mich entweder tot gestellt und bin gar nicht erst an die Tür gegangen oder ich habe meine Traurigkeit und Ängste mit Taffheit, Witz und Sex-Appeal überspielt.

Mit Odar ist mein klassisches Verhalten gestört. Ich erkenne mich nicht wieder. Das macht mir Angst und zugleich freut es mich. Ich vertraue für gewöhnlich niemandem. Jetzt bin ich plötzlich anders. Ungewohnt. Ich fühle mich bei ihm geborgen. Oder ich will mich bei ihm geborgen fühlen. Da ist sie wieder, die Unsicherheit. IST DOCH EGAL, AGAPI!

Ich fühle, wie mein Leib langsam an seinen Körper kippt. Meine Arme hängen herab, wie an einer Boje, die gar keine Arme hat und von den Wellen hin und her geworfen wird, ohne etwas

dagegen machen zu können. Puh, ist Sich-Einlassen schwer! Ich fühle so viel Angst vor dem Abgelehnt-werden-können, dass sich mein Körper in einen Betonklotz verwandelt.

Ich hoffe nur, dass Odar mein Betonklotz-dockt-an, als klares ‚Ja, bitte nimm mich kräftig in die Arme, halte mich ganz lange fest und bleib bitte heute hier!‘, übersetzen kann.

Er kann es und hält mich in seinen Armen. Lange. So lange, dass ich irgendwann merke, wie ich es nicht mehr aushalte, seine Liebe anzunehmen. Meine Gedanken flitzen umher. Ich hasse sie dafür, dass sie Schönes nicht lange ertragen können. Sie kommen oft unpassend, zerstören den Moment und tun so, als wären sie berechtigt, vorbeizukommen.

Aber auch das stört Odar nicht. Er tritt selbstbewusst in die Küche, die gleich mit der Wohnungstür beginnt, nimmt seinen Rucksack von den Schultern und packte den Inhalt auf dem Tisch aus. Er ist gekommen, um für uns zu kochen. Und während er zu schnippeln beginnt und ich ihm dabei zuschaue, entspanne ich mich langsam wieder und erzähle ihm von meinem Traum. Es ist schön, wenn jemand einfach nur zuhört.

Mitten in der Nacht werde ich wach, zum Glück, ohne geträumt zu haben. Ich liege da und kann nicht wieder einschlafen. Alles ist anders als sonst. Ich bin nicht allein und ich fühle mich immer noch geborgen, geliebt und gesehen. Mutig höre ich meinen Gedanken zu.

Meine Mutter kam gerne überschwänglich ins Plaudern, wenn ich ihr einen neuen Lebensabschnittspartner präsentierte oder ihr die Möglichkeit gab, an meinem Freundeskreis teilzunehmen. Meine Freunde und ich kamen dann selbst kaum mehr zu Wort und mir war es peinlich. Vorgeführt fühlte ich mich. Doch dadurch kenne ich natürlich viele Geschichten aus der Vergangenheit, die ich selbst schon längst vergessen hätte. Und jedes Mal, wenn ich sie hörte, fühlte ich, wie sich an jenen Stellen die Schlinge um meinen Hals enger schnürte, an denen ich eine andere Wahrheit in mir trug. Aber die Sorge, etwas zu sagen und noch mehr Überschwänglichkeit in meiner Mutter auszulösen, war größer.

»Wissen Sie, wie Agapi zu ihrem Namen kam? Wir haben ihr den Namen bei der Geburt gegeben, aber die gesamte Verwandtschaft und unser Umfeld mochten den Namen nicht.« Ihre kraftvolle Stimme in Kombination mit ihren funkelnden Augen löste jedes Mal aufs Neue ein unbehagliches Gefühl in mir aus.

»Ihr Lieben, die Leute kannten damals nur die klassischen Namen. In den Siebzigern hat sich das noch keiner getraut. Heute ist es ja kein Thema mehr, aber damals! Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie verklemmt alle waren. Tja, und dann hat die Verwandtschaft unsere Entscheidung einfach ignoriert! Sie haben es alle wie Agapis Vater gemacht. Er hat ihr den Namen Sandra gegeben. Der war ihnen vertraut!« Die Empörung und Verachtung in ihrer Stimme überschlug sich und mich bedrückte die angesammelte Scham. Es war, als würde das kleine Mich-geschmeichelt-fühlen-Fünkchen, das komischerweise auch als Gefühl mitschwamm, weil es ja ausnahmsweise mal um mich ging, eins auf den Deckel bekommen.

»Aber Agapi hat für ihren Namen gekämpft! Als wir mit ihr in der neuen Schule zum Vorstellungsgespräch waren – sie war damals neun – hat ihre zukünftige Lehrerin sie ganz viel gefragt und Agapi hat ihr unermüdlich und voller Zutrauen geantwortet. So sicher habe ich sie vorher noch nie mit einem Menschen erlebt.« An dieser Stelle wendet sie sich gewöhnlich zu mir. »Hinterher warst du ganz angetan, Du hast den ganzen Heimweg über von der Lehrerin geschwärmt und Du hast Dich so auf die neue Schule gefreut.« Hier seufzte meine Mutter immer so gerührt und stolz zugleich. Es war ihre Idee, uns auf die neue Schule zu geben. Das betonte sie an anderer Stelle wieder und wieder.

»Die Lehrerin war schlau! Sie fragte, welchen Namen Du lieber hast und Du sagtest ganz klar und kraftvoll ›Agapi!‹, als hättest Du auf diese Erlösung die ganze Zeit gewartet.« Hier wurde meist eine andächtige Pause eingelegt und an dieser Stelle funkelten ihre Augen immer besonders stark. Man hätte meinen können, dass sie gleich zu brennen beginnen.

»Sie hat sich für den Namen entschieden!« An dieser Stelle wurde mir immer schlecht, weil mein ganzer Leib sich zusammenzog und es keinen Platz mehr zum Atmen gab. Noch in der Erinnerung an ihre Erzählfreude höre ich eine gewisse Triumph-Geilheit in ihrer Stimme.

Wieder an mich gewandt, als gehörte es zu ihrem Text im Drehbuch: »Danach erklärte die Lehrerin Dir noch, dass es DIE Gelegenheit sei, den Namen den Du bevorzugt zu stärken und dass der andere Name dann bald in Vergessenheit geraten würde.«

Ich fühle Wut, während ich im Bett sitze und über Odar hinweg in die hellen Fenster meiner Nachbarn schaue. In der Fettstraße sind immer Nachbarn wach, egal wie spät es ist. Das mag ich. So fühle ich mich nie ganz alleine.

Mich erfreut es, wenn ich Wut verspüre. Denn Wut ist etwas Feines. Wut ist nämlich ein Gefühl. Und für mich noch recht neu. Ich werde gerade gerne wütend.

Ja, die Version meiner Mutter über meine Lebens-Sequenz macht mich wütend. In meiner Erinnerung war es anders. Aber ich war erst neun! Ich habe mir und meinen Erinnerungen nie geglaubt. Wieso eigentlich nicht?

»Liebe Sandra oder liebe Agapi, sag mir doch bitte, wie DU heißen möchtest. Deine Eltern können sich wohl nicht einig werden. Kannst Du ihnen helfen?« Ich kann mich noch an das Gefühls-Gewitter erinnern, welches in Windeseile in mir aufzog. Das Endlich-werde-ich-gefragt prallte jäh auf das Muss-ich-jetzt-wirklich-dieses-Problem-lösen und der Empathie-Blitz wollte mich gerade treffen und verbrennen, da wurde ich unterbrochen.

»Du musst wissen, dass wenn ich Dich, so wie Du fortan heißen möchtest, in Deiner neuen Klasse vorstelle, Dich alle so nennen werden, wie Du es möchtest!« Ich weiß noch, wie alle Augen auf mich gerichtet waren. Voller Erwartungen. Beide Eltern setzten auf mich. Hilde anders als Oskar.

»Agapi, ich will Agapi heißen!« Ich erschrak selbst vor meiner energischen Antwort. Unge-

wohnt kräftig fühlte sich meine Stimme an. Das starke Bedürfnis nach Wertschätzung und das In-Frieden-von-nun-an-nur-mit-einer-Persönlichkeit-leben-zu-dürfen ließ mein stimmbildendes Organ beben.

Aber kurz darauf war es mir auch schon wieder schrecklich unangenehm. Ich nahm gerade meinem Vater den Namen für mich weg und rammte ihm einen Dolch ins Herz. Es war furchtbar. Jetzt war klar, dass er mich nicht mehr mögen würde.

»Das ist gut, dass Du weißt, wie Du heißen möchtest und Dein Vater wird das verstehen. Glaube mir, es wird nicht lange dauern und auch er wird Dich Agapi nennen und Dich gerne so rufen. Du hilfst ihm dabei. Das ist alles nur eine Sache der Gewohnheit. Du wirst sehen!« Das tröstete mich einen Hauch.

Und wirklich, es dauerte nicht lange und alle nannten mich – wie es die Lehrerin prophezeit hatte – Agapi, so wie ich es mir in jenem Gespräch gewünscht hatte. Mein Vater hatte anfänglich zwar seine Schwierigkeiten so wie die Verwandtschaft auch, doch es gelang ihnen schließlich und seitdem laufe ich mit diesem merkwürdigen Namen durchs Leben.

Ich merkte schnell, dass solch eine markante Bezeichnung keinen Zusatz braucht und ließ fortan meinen Nachnamen weg. Damit heftete ich mir unbewusst noch mehr Auffälligkeit an mein Erscheinungsbild, aber das realisierte ich erst sehr viel später und hielt es wie die Indianer. Ich war nicht die, »die mit dem Wolf tanzt«, ich war eben die »mit dem komischen Namen«.

Das Einzige, was mich ein bisschen nervte, war die blöde Wiederholung, immer wieder die Bedeutung meines Namens erklärt zu bekommen. Wer möchte ständig unter die Nase gerieben bekommen, dass er auch ja der Bedeutung des Namens die Ehre zu erweisen hat. Das ist bei ‚Agapi‘ eh ein unerreichbarer Level auf Erden. Wer von uns Menschen kann ‚die höchste Form der Liebe‘ vertreten oder gar ‚die göttliche Nächstenliebe‘ verkörpern? Ich bin nicht die Fortsetzung von Jesus.

Leider traf ich in aller Regelmäßigkeit auf Menschen, die mit stolzgeschwellter Brust wussten, dass diese Bedeutung hinter meinem Namen schlummerte. Und sie mussten es lautstark verkünden, ohne zu merken, dass sie mich damit bloßstellten. Mit acht Jahren nahm ich an einem 1000-Meter-Wettlauf durch den Wald teil. Ich kann mich noch gut an den mich blamierenden Schiedsrichter erinnern, der beim Vorstellen der Teilnehmer bei der Startnummer Fünf, also bei mir, innehielt und vor Begeisterung ‚Agapi!‘ ins Megafon schrie. Es folgte, den Zuschauern zugewandt, ein Monolog über sein Wissen. Alle starrten mich an. Ich, knallrot im Gesicht, sehnte mich nach dem Startschuss. Bestimmt fragte sich jetzt niemand mehr, ob oder wann ich es heute ins weltliche Ziel schaffen würde, sondern dachte nur daran, dass ich eh die gesamte Gottheit enttäuschen werde.

Jeder, der mal ein griechisches Techtelmechtel hatte, weiß, was Agapi bedeutet – oder besser gesagt ‚Agapi mou!‘. Bei den Griechen kommt gefühlt ‚mein Liebling‘ in fast jedem Lied vor.

Und alle, die mal Theologie studiert haben, selbst wenn es nur ein halbes Semester war, wissen um die Bedeutung.

So ein Name kann eine lebenslange Pein sein, so als wenn Du eine Behinderung hast. Ich weiß wovon ich spreche, ich bin von klein auf Brillenträgerin und habe schon als Fünfjährige versucht, meine Honecker-Brille, die ich von meinem großen Bruder vererbt bekommen habe, im Kompost der Nachbarn zu entsorgen.

Das Traurigste aber ist, dass meine Mutter heute noch der Meinung ist, ich hätte mir den Namen selber ausgesucht. Dabei hat mich bei meiner Ankunft auf Erden niemand nach meiner Meinung gefragt.

Ich hätte Anton gesagt – ich wollte eh viel lieber ein Junge sein.

9x7

In den letzten Tagen robbe ich mich eher durch mein Workaholic-Sein. Mein lieb gewonnenes, fortwährendes Leistung-bringen-können-und-wollen ist nicht mehr existent. Ich bin nicht mehr funktionstüchtig und die Idee, den Mitarbeiterinnen gegenüber meine Traum-Verwirrung auf die Verliebtheit zu schieben, geht nur mittelprächtigt auf. Wenn man verliebt ist, strahlt man nun mal und ist für alle sichtbar auf Wolke sieben. Ich aber stehe am Abgrund meines Selbst – ich recherchiere in meiner Kindheit – und gebe bestimmt eher ein bedrücktes Bild ab. Jedenfalls fühle ich mich irgendwie verrückt und sitze nicht mehr fest im Sattel.

Immer wieder fragt mich Monika, meine Assistentin, ob mit mir alles okay ist. Ich versuche dann zu schauspielern, aber es gelingt mir nicht so recht. Stattdessen gehe ich immer öfter in Gedanken fremd. Ich verlasse meine Agentur und komme nur zurück, wenn ich einen Kundentermin habe. Der lenkt mich dann zum Glück so sehr vom Grübeln ab, dass ich meinen Mitmenschen gegenüber wieder normal erscheine.

Natürlich lenken mich Odar und mein Verliebtsein kräftig ab und darüber hinaus ist Odar ein feiner Beistand, wenn ich in die Untiefen meiner Vergangenheit gehe, um besser verstehen zu können, warum ich so und nicht anders funktioniere. Es ist, als würde ich Odar mitnehmen, um sicherzugehen, dass ich auch wieder auftauche.

Ich empfinde ihn als Geschenk. Nicht, dass ich nicht schon vor ihm stark damit beschäftigt war, mein Leben aufzuräumen. Immer wieder habe ich mit dem Frühjahrsputz begonnen, doch dann kam etwas dazwischen und schwups, hatte mich der Alltag wieder gefangen.

Was es mir diesmal leichter macht, ist, dass Odar auch keinen einfachen Kontakt zu seinen Eltern hat. Nun ja, sein Vater ist gestorben, da war er acht und zu seiner Mutter, die irgendwann in die USA ausgewandert ist, hat er, seitdem er mich kennt, keinen Kontakt mehr. Irgendwie beruhigt mich das.

Es klingt vielleicht fies, aber ich hatte immer schon Schwierigkeiten mit Männern, die ein gu-

tes Verhältnis zu ihren Eltern haben. Da fällt mir sofort Martin Moll und seine Familie ein. Eines wertvollen Tages sitze ich bei den Eltern von Martin Moll, schön gerade sitzend am Esstisch und zeige mich von der besten Seite. Der Vorzeigesohn will mich, seine schöne Freundin, unbedingt seiner bemühten Mutter und dem verständnisvollen Vater vorstellen. Ich hasse solche Tage. Da wird es in mir drinnen düster-drückend und ich kann die Furcht im Nacken spüren. Tapfer sitze ich nun also in der Harmonie einer Heil-Familie, die mich vielleicht auf ihre Art willkommen heißt, bei der ich mich aber nicht willkommen fühle. Ich empfinde in mir eine immer größer werdende Lust, diese traute Glückseligkeit zu zerschmettern. Ich bin mir sicher, dass sie sehen können, wie mein Inneres mit tiefschwarzen Gewitterwolken verhangen ist. Ich will so nicht fühlen. Ich will ja kein Eigentor schießen und mein neues Glück zerstören, aber Knud kann in solch bizarren Situationen unmöglich seine Klappe halten.

Ja, mein Freund Knud, meine vertraute innere Stimme, die mir seit Kindertagen zur Seite steht und mir gleichzeitig zu schaffen macht, redet gerne in einem durch, wie ein Sportreporter.

Siehst du, wie verlogen die alle sind?

Lass das Knud! Du gönnst mir ja nur nicht die Chance auf eine heile Familie!

Ich bin der letzte, der Dir das nicht gönnen würde!

Dann höre auf, Dich einzumischen!

Dein neuer Kerl ist ein Muttersöhnchen.

KNUD, BITTE!

Schau genau hin, seine Mutti gibt ihm mehr als Dir, dabei isst Du so gerne, feixt Knud.

Das kann sie ja nicht wissen.

Aber er! Zum Glück tauscht Martin in dem Moment unsere Teller. Ich bekomme den seinen mit viel drauf und er nimmt meine Mini-Portion.

Eins zu null für Martin!

Warten wir's ab. Und noch im selben Moment kommt die Adleraugen-Mutter zurückgefliegen, greift zu unseren Tellern und korrigiert mit zickiger Handbewegung die Größenverhältnisse.

»Nein, das war schon so gewollt, mein Martin bekommt diesen Teller und Du den hier! Außerdem bist Du ein Mädchen und Mädchen sollen gar nicht so viel essen, Du bist schon kräftig genug!«

Knud und ich warten gespannt auf die ritterliche Reaktion von Martin. Doch außer eines Welpen-Blickes kommt nichts.

I am sorry, eins zu eins für mich! Dein Martin ist eben ein Muttersöhnchen!

Zum Glück schmeckt das Essen. Ich freue mich! Seit ich für mich selbst sorgen muss, esse ich eher das, was kommt. Ich bin dankbar.

Alle schweigen. Die ganze Verwandtschaft der Familie Moll sitzt am Tisch. Es ist Ostern. Ich

erinnere mich an seinen optimistischen Satz von vor ein paar Tagen.

»Das ist doch eine tolle Gelegenheit, meine ganze Familie kennenzulernen. Ostern treffen sich immer alle bei meinen Eltern!« Für Martin schien es praktisch zu sein, für mich klang es eher nach einem Speißrutenlauf.

Ich versuche, mich ganz auf den Genuss vom Essen zu konzentrieren und nicht auf meinen seit jeher existierenden Futterneid.

Blöde Kuh! Ich werde schwach, mein Futterneid gewinnt.

Sag ich doch! Und wer als Erwachsener noch Ostern mit seiner Familie verbringt, der schleppt ein Kindheitsproblem mit sich rum ... oder Kinder. Ich sag nur ‚Muttersöhnchen‘.

Ich hätte gern den Teller von Martin gehabt. Es ist echt lecker!

Wenn's weiter nichts ist. Knuds Stimme klingt genervt, weil mein Fokus seinen verlässt.

Bestimmt verweigert sie mir auch das reguläre Nachnehmen! Weil ich ein MÄDCHEN bin!

Inmitten der kauenden Stille – ich hab noch nie mit einer so sittsamen Familie an einem Tisch gegessen – hagelt es spitz, sehr spitz auf mich ein.

»AGAPI, WAS IST NEUN MAL SIEBEN?« Ich hätte mich beinahe an dem Happen Bohnen verschluckt, den ich grade in den Mund geschoben hatte.

Du denkst jetzt nicht ernsthaft darüber nach, auf diese bescheuerte Frage zu antworten?! Nö, ich helf Dir da jetzt nicht!

KNUD, ich muss mich konzentrieren!

»HA!«, sie schlägt die Servierte auf den Tisch. Ich zucke zusammen und schaue flehend zu Martin. Der aber ist regungslos und auch etwas verstört von der Attacke.

»ICH WUSSTE ES! ICH WUSSTE, DASS DU NICHT RECHNEN KANNST!« Sie hat einen ähnlichen Triumph-Sound in der Stimme wie meine Mutter.

»WALDORFSCHÜLER KÖNNEN EBEN ALLE SAMT NICHT RECHNEN!«, ein höhnisches Lachen rundet ihre verachtende Quintessenz ab und die ganze Familie rettet sich aus der peinliche Situation, indem sie ihr verhaltenes Lachen in die Servierten hüstelt. Ich fühle mich mies, allein, beschämt, verloren, klein und noch-alle-anderen-hässlichen-Adjektive-zusammenschlecht. Es tut überall weh. Und dann kommt von Martin ein leicht genervtes, aber akzeptierend leises »Mami!«, danach isst er weiter.

»DAFÜR KANN ICH MALEN!«, höre ich meine Stimme überraschend selbstbewusst und kräftig über die festliche Tafel schmettern. Ich bin mir nicht sicher, ob Knud oder ich das war.

Baby, du hast hier ein viel größeres Problem an der Hacke, als das, dass Du keinen Nachschlag bekommst!

Mir fällt jetzt erst auf, dass ich, seit ich Odar nähergekommen bin, von Kund nicht mehr so oft etwas Kämpferisches höre. Dabei gäbe es allen Grund dafür. Odar hat mich nämlich vor ein paar Tagen beim Essen gefragt, was ich von der Ehe halte. Und da habe ich – so ganz ohne

Knud – von meinen Gedanken zum Thema Eheschließung einen Vortrag gehalten.

»Mir ist nicht verständlich, wie sich Menschen so auf einen anderen einlassen können«, ich begann, vertrauensvoll zu denk-sprechen, etwas, das ich nur tue, wenn ich mich absolut sicher fühle. Und das kommt nie vor. Außer im Wald, wenn ich weiß, ich bin allein. Dann spreche ich von dem, was ich im Moment fühle und denke, ohne es zu filtern, ohne zu checken, wie mein Wort rüberkommt und was für Konsequenzen es hat. Beim denk-sprechen bin ich ICH und sage, was ICH gerade denke und fühle.

»Ich meine, manche heiraten und kennen sich erst zwei, drei Jahre. Wie können sie sich das Ja-Wort geben, ohne zu wissen, wie sie sich und wohin sie sich entwickeln werden? Okay, man kann sich ja vieles wünschen und vieles kann man auch versuchen, kommunikativ zu lösen, aber schlussendlich ist es uns doch gar nicht möglich, uns so lange Zeit im Voraus zu schwören, dass die Beziehung zweier Menschen halten wird.« Ich hole tief Luft. Meine Worte gehen mir nahe. »Ich möchte frühestens mit achtzig heiraten!«

»Mit achtzig?«

»Ja, dann weiß ich, ob ich mit Dir, bis dass der Tod mich von dir scheidet, zusammen bleiben kann!«

Da steht Odar ohne etwas zu sagen auf, kommt um den Tisch herum auf meine Seite und kniet ganz behutsam vor mir nieder.

»Agapi, ich würde Dich auf der Stelle heiraten!« Mir wird wärmer als heiß und ich entscheide mich einfach nur dafür, abzuwarten, was jetzt als nächstes passiert.

»Hiermit halte ich jetzt schon mal um Deine Hand an. Sag Bescheid, wenn Du soweit bist!« Ein Mann mit Humor, Respekt und ohne Eltern.

Hatte das Knud die Sprache verschlagen? Oder ihn gar vertrieben?

Knud? Knud, bist du da?

Stille. Ungewohnte Stille.

Ich werde rot und freue mich wie Bolle.

Das Schön-Neue an Odar und mir ist, dass ich auch peinlich berührt schweigen darf und kann.

Regale der Vergangenheit/Vergangenheits-Regale

Odar und ich befinden uns gerade im fünften Monat. Also am Ende der zarten Anbändelphase und schon ein bisschen in der Zeit des Aufwachens. Hier legen sich normalerweise meine Hormone wieder schlafen und die anfängliche Begeisterung verblasst. Wenn dann nichts mehr nachbleibt, dann erlischt schnell mein Interesse am gesamten Mann. Dann gibt mir auch der Sex keinen Kick mehr.

Mittlerweile hab ich es raus. Ich begreife ratzfatz, wenn ich mich auf meinen Beuteschema-

Mann zubewege. Er sieht supergut aus, weiß, dass er supergut aussieht und fühlt sich deshalb auch supergut. Er kokettiert mit seinem Sexappeal und setzt es bewusst ein. Mein Beuteschema-Mann strotzt nur so vor Kraft und scheint sehr erfolgreich in dem zu sein, was er macht. Dadurch wirkt er leider unglaublich anregend auf mich. Es ist dann so, als wäre in meinem Zentrum ein großer Magnet. Er provoziert mich und ich muss schlichtweg auf seine sexuellen Anspielungen reagieren. Obwohl ich sie bei klarem Bewusstsein doof fände. Die Männer, die meinem Beuteschema entsprechen, lieben es, bereits im ersten Kontakt zur Sache zu kommen, per Sprache, subtil durch Mimik oder gar mit ganzem Körpereinsatz, und darauf springt leider mein Magnet auch an.

Mein Magnet verliert zum Glück seine Anziehungskraft in der Regel fast immer nach sportlichen fünf bis sechs Monaten. Dann erlange ich mein Bewusstsein wieder und merke, dass die Beziehungen zum Scheitern verurteilt sind. Das Erwachen nach der Anbändelphase, wenn die Hormone sich beruhigen und ich sehe, was für eine Beute ich mir nach Hause geholt habe, verwirrt mich jedes Mal. Dann gebe ich mir noch lange Zeit Mühe, mich dem Mann zu erklären ... weil ja die Hoffnung für gewöhnlich zuletzt stirbt und ich mich auch für meinen defekten Magneten schäme. Dann tut mir das Beuteschema-Männlein sogar leid. Ganz miese Kombi. Es ist mir unangenehm, was ich da gerade in mir erkenne!

Bei Odar ist es zum Glück anders. Die Magnet-Fehlfunktion ruht. Ich habe mich ganz bewusst auf das Gegenteil eingelassen und siehe da, es scheint gut zu gehen. Odar, der Von-sich-aus-gut-aussehende, der Sich-aus-Klamotten-nichts-machende und der So-was-von-entspannte-Mann, macht mich strahlend froh und überaus glücklich.

Odar scheint nicht um seinen Wert kämpfen zu müssen. Vielleicht besitzt er ihn ja schon? Er wirkt unglaublich in sich ruhend und geht direkt zum Mich-wertschätzen über. Er freut sich über meine Art zu sein und muss mir nicht alle naselang sagen, wie ich etwas besser machen kann. Ich amüsiere ihn, ohne dass er sich über mich lustig macht. Es scheint, als betrachtete er meine ganz andere Herangehensweise an die Dinge als Bereicherung. Und das Allerschönste ist, dass er nicht genug bekommt von mir. Er will mich jeden Tag sehen, auch wenn der Tag schon fast um ist und auch wenn es mir schlecht geht. Ich glaub sogar, dass er mir gerne zuhört. Okay, er antwortet nicht viel, aber allein seine aufmerksame Art beim Mir-zuhören ist einfach nur schön.

»Weißt Du, was mich nachdenklich macht, Odar?«, an mir zerzt eine weitere Geschichte, die meine Mutter mir und natürlich auch gerne meinen Abschnittspartnern erzählte.

»Ich soll mit drei Jahren noch nicht gesprochen haben. Angeblich wollte ich mich nicht im Reden versuchen, sondern gleich auf Anhieb so gut reden können, wie es die Großen um mich herum taten. Meine Mutter sagt, ich hätte nur ein paar Kürzel für das Nötigste gehabt. ›Mi‹ für Milch und so. Sie war sich sicher, dass alles gut war, bis die Nachbarn begannen zu fragen, ob

ich taubstumm oder gehörlos sei. Das verunsicherte meine ansonsten sehr selbstsichere Mutter, so stark, dass sie erneut zum Kinderarzt ging, dem sie zuvor weisgemacht hatte, dass mit meiner Entwicklung alles genau richtig sei und ließ mich erneut auf Herz und Nieren untersuchen. Doch bis dahin war ich ein körperlich einwandfreies Kind. In ihrer Verzweiflung suchte sie einen Psychologen auf und siehe da, kurze Zeit später – der Herr-der-Psyche machte mit mir ein paar Spiele und er hatte auch schon eine Idee, die half. Man sollte mich einfach in eine Kindergartengruppe geben, in der alle Kinder jünger wären als ich. Gesagt, getan und schwups! sprach ich wie jedes andere Kind.

Meiner Mutter zufolge hat der Psychologe gesagt, dass ich mich an zu großem orientiere und, dass ich über-ehrgeizig sei. Ich würde meine Ziele zu hochstecken und wenn ich erkenne, dass ich mein Ziel niemals erreiche, dann würde ich verzweifeln.

An dieser Stelle würde meine Mutter jetzt zu Dir sagen ›Agapi ist sehr ehrgeizig, das sollten sie wissen!‹, und dabei würde sie Dich über die Maßen angrinsen. Ich war mir dabei nie sicher, ob nun diese Eigenschaft an mir eine gute oder schlechte ist. Ich habe mich davon verunsichern lassen, merk ich grade ... meint Ehrgeiz eigentlich, dass ich an mir selbst rumgeize, um die Ehre zu erhalten, die ich brauche, um meinen Wert zu fühlen? ... Gierte ich nach Anerkennung oder war ich schon mit drei Jahren erfolgsgeil? ... Hinter dieser Ich-schweige-bis-ich-fit-bin-Nummer steckt vielleicht etwas ganz anderes. Was, wenn ich mit einer guten Portion an Willen auf die Erde kam und schlichtweg wissenshungrig loslegte sie zu erkunden ... kann doch sein, dass ich etwas eingeatmet habe, so eine Art Angst, die mir das Gefühl gegeben hat, dass ich mehr können muss. Vielleicht hat mich das eingeschüchtert - erfolgsgeil kommt ein frisches Menschenkind doch nicht auf Welt, oder? Ich stelle mir gerade mich, das kleine Himmel-Element vor. Noch nicht mal ein Meter groß, blaue Augen, blasse Haut, quietsch-rote Haare und den aufrechten Gang gerade erst erworben. Ich kann schon aufs Töpfchen. Um mich herum sprechen alle fließend deutsch, ich bin bestimmt beeindruckt davon. Und nun soll ich sprechen lernen? Das ist eine Herausforderung, der man erst mal gewachsen sein muss ... meine Work-Life-Balance kam da gewaltig ins Schleudern, womöglich hatte ich mit zarten drei Jahren meinen ersten Burn-out.«

Odar sitzt mir gegenüber und hört mir liebevoll zu. Aber er sagt nichts und so kreisen meine Gedanken ohne ihn weiter. In mir steigt Wut auf. Sie ist mir unangenehm, weil Odar da ist und die Wut mit ihm ja nichts zu tun hat. Rückwirkend fühle ich mich von meiner Mutter ganz schön doll beurteilt. Fast schon verurteilt. Es ist, als wäre sie in meinen Kopf gekrabbelt und hätte darin herumgeschraubt und mein grundlegendes Wesen verändert. Da ist etwas, was nicht zu meinem Ursprungs-Ich gehört. Das haut mir ständig auf mein Ich. Ja, es ist, als hätte sie mir beim Paintball in den Kopf geschossen. Signal-Gelb! Ich fühle mich voll von dieser grellen Farbe!

Zum Glück erkenne ich auch noch andere Farben inmitten des Grell-Gelbs. Sie blinzeln mich ganz zart an. Sind das vielleicht meine eigenen? Die Wut in mir beruhigt sich wieder ein bisschen.

»Irre, wie Du Dich an alles zurückerinnern kannst?!« Ich erschrecke mich ein bisschen.

»Oh Gott! Verzeih, dass ich Dir hier einen Monolog an den Kopf knalle.«

»Es ist schön, Dir zuzuhören!«

»Echt? ... und ich mag viel lieber mit Dir zusammen zurückblicken als allein. Allein macht mich das immer gleich dunkel im Kopf.«

»Bitte, erzähl weiter!«

»Ja?«, ich fühle in mir die bekannte Unsicherheit – ich nehme so viel Raum ein – und ich genieße es, dass Odar mir gerne zuhört. Ich entscheide mich, dem zustimmenden Kopfnicken und den interessierten offenen Augen zu vertrauen. Er meint es wirklich ernst.

»Bis zur Schule war ich völlig normal und fiel nicht sonderlich auf. Aus der Zeit gibt es keine großartigen Andere-zum-Lachen-bringenden-Anekdoten über mich. Doch dann wollte wieder so ein ehrgeiziger Trieb in mir wachsen. Es heißt, ich soll bis zur zweiten Klasse die Tests blanko abgegeben haben. So ganz ohne Kommentar. Ich hab angeblich im Klassenzimmer gesessen und abgewartet, bis die anderen mit der merkwürdigen Sache durch waren. Danach hab ich ganz selbstverständlich meine Blanko-Arbeit abgegeben und bin mit den anderen Kindern spielen gegangen. Wenn meine Mutter die Geschichte vorträgt, dann grinst sie wieder so berüchtigt und sagt ›Agapi ist eben sehr ehrgeizig!‹.«

Für den Moment bin ich erledigt von alledem, was ich gerade aus meiner Kindheit zu fassen bekomme. Odar schweigt noch immer und so langsam könnte er auch mal was von sich erzählen, damit ich von mir wegkomme. Mein Beuteschema-Mann hätte mich schon längst unterbrochen und gesagt: »Ja, so war es bei mir auch ...« Dann hätte ich ihm zugehört und ihm Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl ich gerade dabei gewesen war, von ihm Aufmerksamkeit zu bekommen. Das Mich-unterbrechen und meine Geschichte zu nutzen, um den Raum mit sich zu füllen, hätte mir wehgetan und die erste Kerbe in das Beziehungs-Minus-Holz geschnitzt. Nach sechs Monaten hätte ich das erschreckende Ergebnis auf dem Liebeskonto erblickt und erkannt, dass es keinen Sinn macht, noch mehr Zeit in diese Beute zu stecken.

»Es gibt bestimmt viele Sichtweisen auf kleine Um-Himmels-willen-Kinder, die nicht wollen, aber könnten. Es scheint mir bei meiner Geschichte ein ganz klarer Fall von Verzagen gewesen zu sein. Nix Ehrgeiz. Ich wollte Kind sein und als Kind wollte ich spielen, laufen, hüpfen – einfach nur lebendig sein. Die Tests waren eher Fahrschul-Prüf-mäßig, so mit Multiple-Kreuzchen. Sie waren von Erwachsenen erdacht, die sich nicht mehr an ihre Kindheit erinnern

konnten oder selbst keine gehabt hatten. Da war ich bestimmt enttäuscht. Man riss mich aus meinem Kinderleben und nahm mir, ohne zu fragen, meine Freiheit.«

»Echt spannend, wie Du auf Deine Kindheit zurückblickst!«, sagt Odar mit einem Mal. »Das hab ich noch nie gemacht! Wann hast Du denn angefangen, in der Schule mitzumachen?«

»In der dritten Klasse, glaub ich. Da bin ich in die andere Schule gekommen, in der die Frau mit der Namensklärung meine Lehrerin wurde. Dort wurde ganz viel gemalt. Jeden Samstag mit Aquarellfarben. Das hab ich geliebt. Ich habe es überhaupt geliebt, in diese Schule zu gehen, auch wenn sie so weit weg war. Da war es so schön friedlich und in schillernden Farben wurden dort Geschichten erzählt. Das habe ich auch geliebt. Alles andere hat so lange Freude gemacht, bis ich etwas von dem Gelernten wiedergeben musste. Ich wollte wirklich gerne zurückgeben, was ich erfahren hatte. Ich konnte das alles auffangen aber nicht zurückwerfen. Das tat mir fast ein bisschen leid, doch ich muss leuchtend beglückt im Unterricht gesessen haben, denn es schien, als wüssten die Lehrer, dass ich alles wie ein trockenes Schwämmchen aufsaugte und das Gelernte in meinen Geistes-Waben hortete. Sie wussten, dass es irgendwann herauskommen würde. Die hatten echt Vertrauen in mich.« Mir ist es jetzt doch zu unangenehm, so viel Raum einzunehmen.

»Kannst Du Dich auch an etwas aus Deiner Kindheit erinnern?!«

»Hm, nur an ganz wenig!« Ich sehe ihm förmlich an, dass er richtig doll in sich suchen muss, um etwas zu finden, das länger als zwanzig Jahre zurückliegt .

»Doch, meine Mutter hat sich nach dem Tod meines Vaters häufig tot gestellt! Beim ersten Mal lag sie in unserem Schuppen hinterm Haus. Wir haben sie erst lange gesucht. Sie war an dem Tag einfach verschwunden. Als wir sie dann vermeintlich tot vorfanden, haben wir in unserer Verzweiflung Wolle, unseren Hausarzt, gerufen. Er war ein Freund der Familie und kam sofort. Er gab meiner Mutter eine Backpfeife und dann stand sie wieder auf. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass mich da eine unglaubliche Angst gepackt hat. Sie war wohl ganz schön überfordert, nach dem Tod meines Vaters. Sie musste ja vorher nie Verantwortung übernehmen. Sie fuhr auch öfters weg und sagte uns Kindern: ›Ich geh ins Wasser!‹, und dann blieb sie sehr lange weg. Das weiß ich auch noch. Danach hab ich sie nicht mehr so ernst genommen.« Odar schweigt wieder und ich bin völlig überfordert mit der Situation und schweige lieber auch mal. Ich merke, dass ich gar nicht weiß, was ich zu seiner Offenheit sagen soll. Dass ich das nicht weiß, verunsichert mich noch einmal mehr.

Seine Erlebnisse klingen im Gegensatz zu meinen so abgeschlossen. Ich kann gar keine Wut heraushören. Auch keine Traurigkeit oder sonst ein Gefühl.

»Ach, und dass meine Mutter keine Lust zum Kochen hatte, fällt mir noch ein. Sie hat gerne Kartoffeln im Glas gekauft. Kennst Du die? Die sind schon geschält und schwimmen im Wasser. Die schmecken einfach nur grausam. Und dass sie nach dem Tod meines Vaters viele Partys gegeben hat. Es waren immer ganz viele Leute bei uns Zuhause. Ich erinnere mich auch noch

daran, dass es nicht lange dauerte, bis sie kein Geld mehr hatte und wir aus dem großen Haus ausziehen mussten. Wie sie es geschafft hat, das ganze Geld meines Vaters auszugeben, ist mir immer noch ein Rätsel. Ich meine, er hat als Arzt gut verdient. Er war Kieferchirurg. Wir hatten Angestellte, eine Haushälterin, ein Kindermädchen und eine Putzfrau. Kinder waren damals Status. Man dachte früher: ›Die werde schon irgendwie groß!‹. Das Denken war damals anders, da ging es nicht um Verantwortung. Meine Mutter war immer zu Hause, auch nach dem Tod meines Vaters. Sie hat nie gearbeitet, dabei hat sie auch Medizin studiert. Sie erhielt eine gute Witwenrente und sieben Mal Waisengeld.«

Mir fällt auf, dass Odar seinen Vater in Schutz nimmt. Aber das ist ja auch kein Wunder, wenn er so früh gestorben ist.

»Wir Kinder haben vom vielen Geld jedenfalls nichts abbekommen. Uns hat sie ganz oft vergessen. Manchmal hat sie uns vorm Einkaufen gefragt, was wir uns wünschen und wenn sie dann wieder zurück war, hat sie oft gesagt ›Oh, das hab ich jetzt ganz vergessen!‹

Odar sitzt da und schaut in eine Richtung. Ganz konzentriert. Ich kann sehen, wie er in seinem Innern alle Vergangenheits-Regale abtastet, wie ein Bibliothekar, der das ganz spezielle Buch sucht und dabei mit Zeige- und Mittelfinger auf den Buchrücken entlangstreicht, achtsam, um ja keines zu übersehen. Dann macht es klick in seinem Gesicht, und es scheint, als wäre da nichts mehr aus der Kindheit.

»Aber ich bin durch damit!«

In Odars Worten höre ich eine Gelassenheit, die ich so gerne selbst hätte.

Begossen - Gereift

Die Nacht hat mich wieder. Ich liege wach. Und freue mich, dass Odar mir ähnelt mit seiner schrägen Familiengeschichte. Es klingt merkwürdig, aber so muss ich nicht erklären, wieso ich keinen Kontakt mehr zu meinen Eltern und Geschwistern habe. Odar hat es auf Anhieb so stehen lassen können. Es hat ihn noch nicht einmal gewundert. Das tut gut und verwirrt mich zugleich. Bisher musste ich an dieser Stelle des Sich-besser-kennnlernens bereits die Hosen runterlassen. Danach folgte das völlige Unverständnis und für gewöhnlich auch das Rechtfertigung-Drama, in dem ich den Täter spielte.

»Wie kannst Du bloß!«, »Deine arme Mutter!«, »Das kannst Du doch nicht bringen?!« Entsetzen pur und Vorwurf. Es folgte der Anfang vom Ende. In meinen Augen macht es keinen Sinn, mit jemandem gemeinsam durchs Leben zu gehen, der mich nicht verstehen kann und so gar keine Anzeichen macht, mich verstehen zu wollen. Mein Interesse am sexy Beuteschema-Mann beginnt in jenem Moment schon zu bröckeln. Nach diesen entsetzten Angriffen folgen dann meine verletzt-engagierten Erklärungsversuche, die mir tief im Herzen wehtun, da meine Beute nichts von meiner Wahrhaftigkeit nachvollziehen kann. Und dann geht es recht zügig in Kreisbewegungen mit einer unglaublichen Erd-Anziehungskraft so richtig in die Hose.